

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 3 (1913)  
**Heft:** 15

**Artikel:** Vorfrühlingsfahrt  
**Autor:** A.A.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-635448>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.04.2026

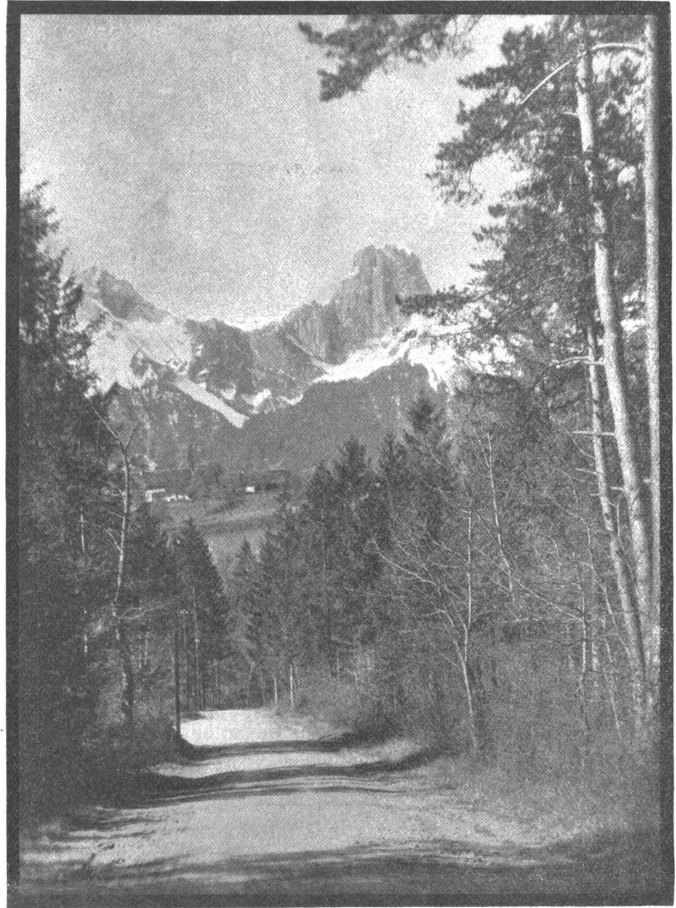
**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

zur Demütigung und den Zuschauern zur Erbauung. Schwester Anna machte es sich im verschwiegene Kämmerlein zum ernstlichen Vorwurf, daß sie das Mädchen allen andern vorzog, und daß sie Mühe hatte, dies weder Marie, noch deren Kameradinnen merken zu lassen.

Daß das Kind allerlei Vorrechte genoß, war selbstverständlich und war die gerechte Folge und Belohnung für ihr tadelloses Benehmen. Es hatte sich nach und nach so gemacht, daß Mariechen jeden Samstag die frische Wäsche herausgeben durfte. Sie führte ferner Buch über den Briefmarkenverbrauch, über die besohlenen Schuhe, die Bleistifte, Federn, Hefte usw., die vom Haus eingekauft und an die Böglinge abgegeben wurden. Es ging das Gerücht, daß Marie der Schlüssel zur Speisekammer sollte übergeben werden. Das aber war leeres Gerede, vorläufig wenigstens; denn Schwester Anna durfte eine so unglaubliche Vergünstigung niemals ohne die Zustimmung der Patroninnen einräumen. Daß in Mariens blauem Rechnungsbuch nie auch nur eine Zahl falsch war und unter den andern hätte stehen müssen, wie das häßliche, junge Entlein im wohlgeordneten Hühnerhof, und da alles bis aufs Pünktchen stimmte, hatte Schwester Anna allerdings beschloffen, die Sache mit dem Speisekammerschlüssel an der nächsten Vierteljahrsitzung vorzubringen, das heißt, vorläufig tastend ihre vorsichtigen Fühlhörner auszustrecken, um zu hören, was die Damen etwa dagegen zu sagen hätten. Die durchtriebene Schwester Annchen wußte wohl, daß sie gewonnen Spiel hatte, wenn es sich um die Marie handelte.

Weiter, als die Frau Baronin in der Liebe zu einem armen, verirrtten Mädchen gegangen, konnte man nicht gehen.

Man erzählte sich, und Marie nickte dazu, daß sie das gute Kind an einem glühenden Sommertag auf der Landstraße getroffen und in ihrem eigenen Wagen bis zur Stadt gefahren habe, ihr auch erlaubt, sich ein paar Birnen auf dem Markt zu kaufen. Sie hatte ferner Marie, als der ersten, die in die Anstalt eingetreten, ein Sparkassenbuch gestiftet, in das der abendliche Whistgewinn, auch der der Partner, von Zeit zu Zeit eingelegt wurde. Sie hatte endlich ihren Sohn, einen christlich gesinnten, ernstesten Studenten in den ersten Semestern, dazu vermocht, daß er den Musikstunden, die er im Blindenheim und im Knabenmissionshaus gab, noch zwei



Waldpartie mit schönem Panorama bei Chun.

wöchentliche Stunden im Marienheim hinzufügte. Marie, als die Tochter ihrer Mutter, beherrschte zwar das Klavier gewandt, aber nicht gebiegen, nicht weel, nicht ernst und sollte ausgebildet werden, um womöglich, nach ihrem Austritt aus der Anstalt, eine Stelle bei Kindern annehmen zu können. Sie machte ernstlich Fortschritte, und Hans Friedrich von Sellnau sprach sich lobend über sie aus. Er versicherte seine Mutter, daß das Mädchen zu den besten Hoffnungen berechtigte, und die Frau Baronin ließ, nachdem sie diese erfreuliche Mitteilung gehört, befriedigt ihr Vergnügen fallen.

(Fortsetzung folgt.)

## Dorfrühlingsfahrt.

Dies Jahr habe ich die Osterfahrt glücklicherweise vorweggenommen, an einem der wunderschönen Februartage, als ich den hiesigen Oberförster auf einer dienstlichen Tour begleiten durfte.

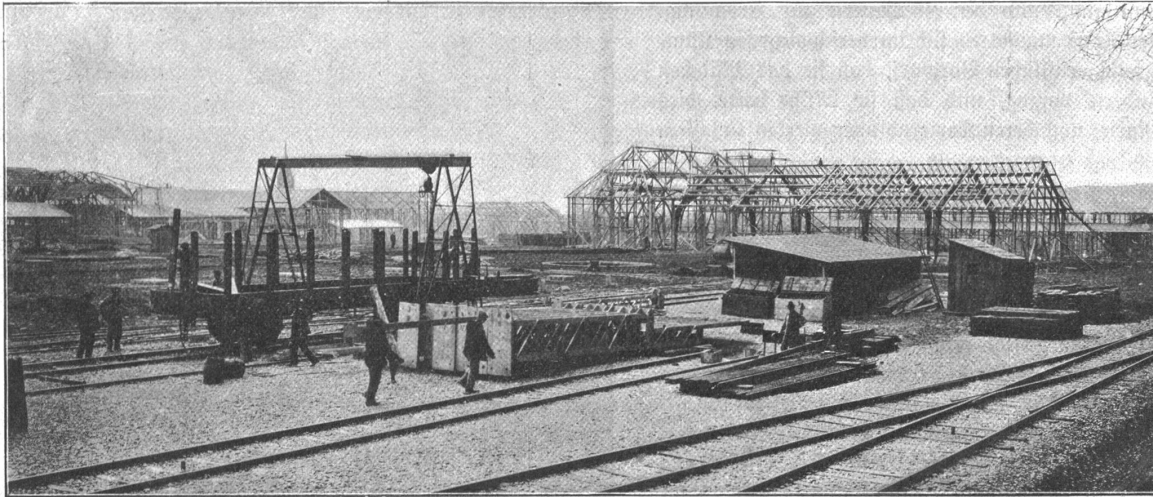
Es wollte mich wie ein Stück Urgroßväterzeit anmuten, als wir uns im Posthof in eine der vier bereitstehenden Postkutschen setzten. Hintereinander schellten sie zum weit-offenen Portal hinaus, um in verschiedener Richtung im frühfrischen Morgenduft zu verschwinden.

Vorläufig hielt die Thuner Beschi die urgroßväterliche Illusion wacker aufrecht. Freilich, als das Berner hinter uns war, schüttelte die hartgefrorene Steffisburger Landstraße

den gelben Kasten unbarmherzig weiter, wohl zur Strafe für meine despektierlichen Gedanken vorhin.

Wenn einerseits die Ziegelei Glöckental und die bekannte Brauerei das aufblühende Steffisburg als Industrieort kennzeichnen, löst andererseits der Anblick des herrschaftlichen Gutes der unlängst verstorbenen Baronin v. Zud, einer geborenen Prinzessin von Schwarzburg-Sondershausen, mehr romantische Reminiszenzen aus.

Schon von weitem fiel mir ein hohes Haus auf, das mit feinen grauen, massigen Mauern und dem schwarzragenden Giebel sich vor den andern Gebäuden des stattlichen Dorfes auszeichnete. Wie mein Begleiter mir sagte, heißt das Gebäude



Vom gegenwärtigen Stand der Vorarbeiten für die Schweizerische Landesausstellung in Bern 1914.

Im Vordergrund des Bildes ist die neue Schienenanlage der Ausstellung ersichtlich. — Die ersten Ceilfücke für die Errichtung der großen Maschinenhalle werden herbeigeführt. — Der Hintergrund zeigt das Gebäude der „graphischen Künfte“ und des großen Ausstellungsrestaurants.

auch wirklich in aller Munde „das hohe Haus“ und es gehörte vor alten Zeiten zum Besitze der Familie d'Affry. Als die Reformation in bernischen Landen sich ausbreitete, wurde es dem fest zur alten Kirche haltenden Geschlechte derer von Affry auf diesem Landsitz ungemütlich und die Familie siedelte nach Freiburg über.

Einen Augenblick wird die, wie mir schien, eigentümlich gebaute Kirche von Steffisburg sichtbar, dann steigt die Straße stark bergan, rechts von einem Mäuerchen geschützt, zu dessen Füßen an steil abfallender Halde sich eben ein Bauer und ein Brauner mühen, Misthaufen kunstgerecht zu verteilen. Der sonnige Hang war früher mit Reben bepflanzt. Darüber weg tut sich der Blick weit auf über Steffisburg und Thun, dessen einzig schöne Burg und die Kirche sich in der klaren Luft scharf vom Himmel und der schneeigen Stockhornkette abheben. Um eine Straßenbiegung verschwindet bald das reizvolle Bild.

In steter Steigung gewinnt die Postkutsche allmählich ein ausgedehntes Hochplateau, dessen sanft gewellte Hügel teils mit schönen Wäldern, unserm heutigen Ziel, gekrönt, teils bebaut und mit Weilern, Dörfchen und manch einsamem Gehöft übersät erscheinen. Im schroffen Gegensatz zu diesem friedlichen Bild stürzt das Plateau zu unserer Rechten ganz unvermittelt jäh in die tiefe Schlucht des wilden Zulgbaches ab.

Schon mehrmals ist indessen der Postillon von seinem hohen Sitz hinuntergeturnt, um Postfäcke auszuwechseln und einmal noch einen Passagier einsteigen zu lassen.

Am Kreuzweg von Unterlangenegg galt die Turnproduktion uns und nun trabten wir auf Schuhmachers Rappen fröhlich los. Zuerst senkte sich der Weg, von einer Waldpartie umsäumt, abwärts, um über eine kleine Brücke das andere Ufer der Rotachen zu gewinnen und an der Rotachenschmühle vorbei wieder zur Höhe zu führen. In diesem hohen Holzbaupark wird jedenfalls noch nach alter Väter Sitte schmackhaftes Mehl gemahlen.

In steter Steigung erreichten wir bald den Heimenegg-bann-Staatswald, einen langgestreckten Waldbezirk, den die Straße in seiner Schmalrichtung durchquert. Hier wechselt schöner Fichten- und Weißtannenbestand mit ausgedehnten Moospartien ab, die mein fachkundiger Begleiter durch Drainierung in Kulturland umzuwandeln plant.

Es muß einem auffallen, wie die meisten Fichten in schwerem Zapfenschmuck völlig die Wipfel neigen. Da und dort ist denn auch ein Gipfel abgebrochen unter der braunen

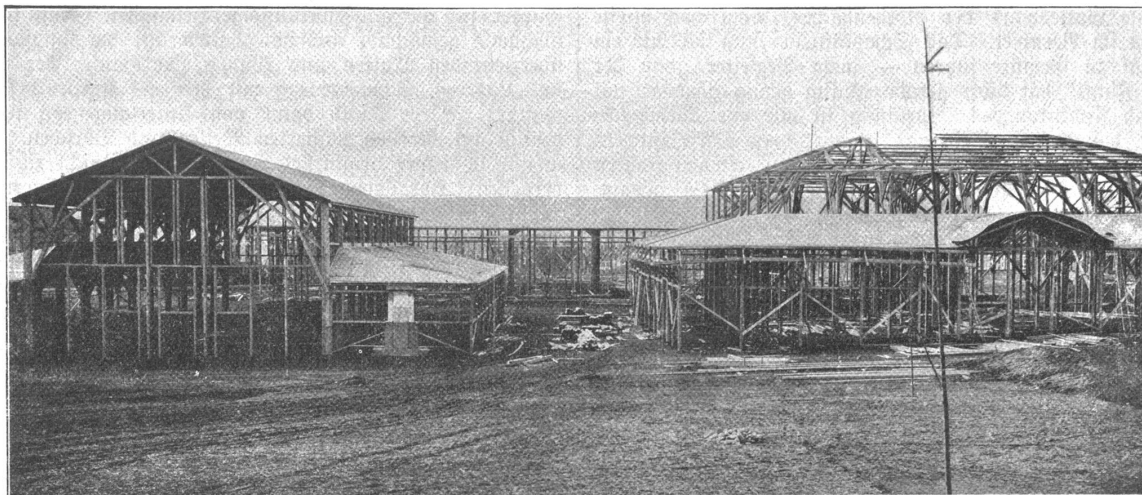
Last — es scheint eben auch hier ein „des Guten zuviel“ zu geben.

Den Wald verlassend, ersahen wir auf dem gegenüberliegenden sonnigen Hang die ersten Häuser von Heimenschwand. Hierseits lag auf den Matten, die ihrer Lage halber nur schräg von den Sonnenstrahlen bestrichen werden, noch tiefer Schnee, auf dem die Schuljugend mit ihren Schlitten sich fröhlich tummelte.

Und nun — alle paar Schritte mußten wir uns umwenden, um über Schnee und Wald hinweg das herrlichste Rundpanorama zu bewundern, das in blendender Pracht die Blicke fesselte. Soll ich sie alle nennen, die Namen mit gutem Klang, vom spigen Brienzrothorn bis zur majestätischen Blüemlisalp, vom zackigen Kamm des Sigriswilergrates zur charakteristischen Silhouette der Stockhornkette? Sie alle im fleckenlosen Schneegewand mit Sonnengold übergossen, daß das Auge den Glanz kaum erträgt; daß es, sich abwendend, auf der Straße tausend metallische Reflexe tanzen sieht. Aber wieder und wieder zieht es den Blick zurück, das Schauspiel sich unvergänglich einzuprägen.

Jetzt tauchen Kirche und Pfarrhaus von Heimenschwand (1000 m ü. M.) auf — und da ist folgerichtig der Gasthof auch nicht weit. Nach alter, guter Bernerart steht er behäbig da und daß die Bewirtung ebenso wahrhaft ist, braucht nicht extra betont zu werden.

Der Nachmittag galt dem Besuch des großen Hirsetschwendivaldes, der in einer Ausdehnung von 63 Hektaren dem Staate Bern gehört. An Kirche und Pfarrhaus vorbei, die beide neueren Datums sind, suchten wir erst den außerhalb des Dorfes wohnenden Bannwarten auf, der uns begleiten sollte. Da war es nun, wo uns die ersten Holztransporte aus besagtem Staatswald entgegen kamen. Unlängst ist Staatsholzsteigerung gewesen. Nun wird es lebendig im Wald. Die Käufer holen ihre Bau- und Saghölzer, die Brennholzklafter und Tannasthaufen heim. Da wird einem plötzlich klar, daß so ein armer Winter auch für die Forstwirtschaft eine Kalamität bedeutet. Wohl gibt es im Waldinnern ab und zu schneereiche Stellen, aber die Straßen sind entweder flutschig oder zu einem bodenlosen Brei verfuhrwerk, in welchem sich Mensch und Tier mit ihrer Last, sei's nun per Wagen oder Schlitten, gleich abfinden müssen. Gienge nicht alles so mühselig, es wäre fröhlich, die unterschiedlichen Transportarten zu studieren. Was kommt zum Beispiel dort für ein seltsames Gespann daher? Voraus eine



Vom gegenwärtigen Stand der Vorarbeiten für die Schweizerische Landesausstellung in Bern 1914.

Holzbauten, in denen während der Ausstellung die Gruppe „Erziehung und Unterricht“ und die Sektion „Arbeiterschulbefehebungen“ Unterkunft finden werden.

Frau, die am Strick ein Kuhlein nach sich zieht; solches ist langseitig an einen zweirädrigen Karren gespannt, zwischen dessen Stangen ein halbwüchsiger Bub die hohe Ladung Tannengeäst im Gleichgewicht hält. Ich muß an die Gemälde Segantinis denken, wie sich der seltsame Zug über des Hügels Wölbung langsam daherbewegt; Weib, Tier, die langen Seile, der Bub und die grüngetürmte Karre; haarscharf die Linien abgeriffen vom hartblauen Horizont, mit ihren Gestalten den gleißenden Gebirgskranz schneidend. Solch originelle Transporte, abwechselnd mit Pferdefuhrwerken, Handkarren, Hörnerschlitten, sogar ein Hundegepann — daß Gott erbarm!, zogen noch öfter an uns vorüber.

Aus dem Walde, dem wir uns näherten, ragt hoch eine weithin sichtbare, waldige Kuppe empor, das Staufenhübeli. Es gibt in der Gegend auch einen Staufenbrunnen. Ich weiß nicht, warum diese Namen unwillkürlich meine Phantasie ins graue Mittelalter spazieren führten; die Hohenstaufen Necken haben hier herum doch wohl nichts verloren? Dann nahm der Wald uns auf, großer, herrlicher, duftender Nadelholzwald. Es machte mir Vergnügen, still hinter dem Oberförster und dem Bannwart, einem wunderlichen, alten Kauz mit listig zwinkernden Neuglein, den Waldhammer unterm Arm, einherzugehen und zu horchen, was zu Ruß und Frommen des Waldes erörtert wurde. Stundenlang kann man im grünen Dome wandern, kreuz und quer und wird es nimmer satt. Einmal tat der Bestand sich auf, um einer Waldwiese Platz zu machen, an deren jenseitigem Rand ein altersbraunes Blockhaus steht, das als Unterstand dient für bei der Wald- und Holzereiarbeit beschäftigte Leute und Zugtiere und zum Aufbewahren der Handwerkzeuge. Eben steht ein Leiterwagen auf der Lichtung und etliche Männer laden emsig Holz auf. Golden liegt die Sonne auf dem Idyll und weckt auf dem uralten Gebälk der Hütte das warme, weiche Leuchten, das die Versuchung weckt, das wetterbraune Holz zu streicheln wie ein Lebendiges und siehe, wie warmes Fell rührt es sich an. Das Waldhaus ward einst erbaut aus dem Holz einer niedergelegten Sennhütte, als das Weideland aufgeforschet wurde. Auf einem Balken, kaum mehr sicher zu bestimmen, zeigte man mir eine verwitterte Jahrzahl und die Initialen des damaligen Sennen. Einen Blick warfen wir noch in die einfache Stube. In den Fensterrahmen wurden merkwürdige Zierrate sichtbar, als mein Begleiter die Läden aufstieß — fein gedrechselte aschgraue Wespennester! Der Bannwart mit den zwinkernden Neuglein machte uns auf eine Verfertigung

im Fußboden aufmerksam, wo weiland ein früherer Oberförster etliche „Pütschierte“ aufzubewahren pflegte. Jetzt freilich ist's öd und leer in dem geheimnisvollen Loch und nach kurzer Raft brachen wir wieder auf, von einem weitem Bannwart begleitet. Es sollte im dichten Stangenholz noch ein kleiner Holzschlag angezeichnet werden. In dem kräftig aufstrebenden Jungwuchs, fast ausschließlich Kottannen, ist eine Lichtung des Bestandes nur von Nutzen. Selbstverständlich müssen die weniger kräftig sich entwickelnden Exemplare den vollsaftig aufstrebenden Kameraden weichen.

Von steilem Bord aus sahen wir einmal in ferner Wald-einsamkeit ein kleines Kirchlein stehen. Es ist das uralte,



Kirchlein von Würzbrunnen. (Ehemalige Kirche von Röthenbach.)  
Älteste Kirche im Kanton Bern.

verlassene Gotteshaus der Röttenbacher, wohl das älteste Kirchlein im Bernbiet. Das Schafkästlein muß ich mir ein andermal zu Gemüte führen — mein Begleiter „von der grünen Junst“ hat mich gerade glustig genug gemacht mit allerhand Andeutungen! Vorläufig ist mir vor allem aufgefallen, daß das Kirchlein gar so weit vom Dorfe entfernt steht. Die Röttenbacher haben sich nun vor einigen Jahren ihre neue Kirche hübsch bequem mitten ins Dorf gebaut. Unsere Zeit reichte leider nicht mehr, ins Dorf hinein zu gehen; wir mußten durch einen strapaziösen Abstieg auf kürzestem, ungebahntem Weg die tief unten liegende Talstraße gewinnen, um unterwegs in die von Röttenbach daherbummelnde Post einzusteigen. Wir anvertrauten der gemüthlichen Selben gerne unsere, meinerseits wenigstens, etwas müden

Glieder für die gut zweistündige Heimfahrt. Nun ließ sich nochmals gemächlich Ausschau halten auf die langsam vorüberziehenden Matten und Wälder, die Häuser der Oberey und Lüderen, Schwarzenegg mit dem als Kurort bekannten Gasthof „Bären“ und dann von Unterlangenegg weg die bereits am Morgen passierten Weiher und Dörschen. Eines möchte ich seines originellen Namens wegen nicht zu nennen vergessen: Abrahams Schoß. Ob's den Bewohnern dort wirklich so wohl ist „wie in . . .?“

Indessen ging die gütige Sonne hinter dem Stockhorn zur Ruhe und allgemach verhüllte frühe Abenddämmerung die schöne Welt. Beschaulich im Nachgemüß des herrlichen Wandertages ging unsere Fahrt dem Ziele zu: Trab, trab, glingling, landeten wir im Gasthof zu Thun. A. A.

## Guldräge.

Don Walter Morf, Bern.

Läri Eichtli hets no geichter  
Gha a üsem Haag.  
Guldig glänzt ums Hus am Morge,  
's blüecht was cha und mag:

's isch dür d'Nacht e Räge gfallt.  
Und am nächstte Tag  
hei die tuußig Rägeträppli  
glänzt wie Guld im Haag.

## Das kluge Huhn.

Don Lisa Wenger.

Im Hühnerhof war große Gesellschaft. Von überallher waren die Hühner und Enten eingeladen. Zu einem Gericht frischer Maientäfer, hieß es, in Wahrheit aber, um die neue Nachbarin in Augenschein zu nehmen. Es ging das Gerücht in der Gegend, daß sie eine Andalusierin sei.

Und das mußte wahr sein, denn tiefschwarz war ihr Gefieder und blau die Bäcklein. Wirklich blau! Andere Spanier, Minoritas z. B., hatte man ja auch schon gesehen, aber Andalusier noch nie!

Die Fremde benahm sich wirklich nett, sie begrüßte jede der Hennen einzeln, und nur ganz kurz den Hahn. Sie beantwortete sämtliche Fragen mit Ja oder Nein. Mehr sagte sie nicht. Selber frug sie nichts.

Nur bei den Hennen, die Junge hatten, forschte sie eifrig, ob alle die Kleinen gesund seien, und fügte hinzu, daß sie selten so hübsche Jungen gesehen habe. Diese weise Frage hatte sie von ihrer Großmutter.

„Kükken“, hatte die gesagt, „du gehst nun in die weite Welt. Klug bist du nicht. Also gibt es für dich nur zweierlei zu beobachten: begegnet dir ein Hahn, so sei schweigsam, und begegnet dir eine Henne, so lobe ihre Jungen! Beide werden deine Klugheit preisen!“

Die einzige Klugheit des spanischen Kükkens war aber die, daß es seiner Großmutter gehorchte, und auch diese Klugheit verdankte es nur seiner Dummheit: es fiel ihm leichter zu gehorchen, als selber zu denken!

Der Rat des alten spanischen Huhnes bewährte sich.

„Es ist wirklich eine geschickte Henne,“ sagten die mütterlichen Hühner.

„Das ist sie,“ bestätigte der Hahn, und fügte anzüglich hinzu: „Wenigstens gackelt sie nicht den ganzen Tag, wie gewisse andere! Sie muß klug sein!“

Nun war die Parole ausgegeben. „Die kluge Spanierin“ wurde sie bald überall genannt.

„Sie kann reizend zuhören,“ sagten die guten, schwarzhaften Hühner, und merkten nie, daß die Fremde bei ihren Erzählungen die Augen geschlossen hatte und träumte.

„Und so bescheiden ist sie,“ sagte die alte Ente. Die Ente konnte nicht leiden, wenn ihr jemand widersprach, ganz besonders, wenn es junge Leute waren. Die Jungen hatten Ja zu antworten, und damit basta!

Und Ja antwortete die Spanierin immer. Warum hätte sie Nein sagen sollen? Es war ihr ja ganz gleichgültig, was die Alte behauptete.

Der Hahn aber liebte seine schwarze Andalusierin sehr. Sie bewunderte ihn schweigend. Mit kindlichen, runden Augen sah sie zu ihm auf. Sie schwieg, wenn die andern gackerten. Sie lief immer dicht hinter dem Hahn und ging nie eigene Wege. Auch hatte sie nie eine eigene Meinung.

Später hatte die Spanierin Junge. Reizende, kleine, schwarze Geschöpfe. Sie hütete und fütterte sie, und wich nicht von ihrer Seite. Das tut ein Huhn aus Instinkt, dazu braucht es keinen Verstand.

Als sie aufwuchsen, gab es freilich Hindernisse.

„Was muß ich tun, um in der Welt fortzukommen?“ frug einer der jungen Gockel.

„Du mußt Ja und Nein sagen und die Kükken der Hennen loben,“ sagte das Huhn. „Das hat mich meine Großmutter gelehrt, und ich bin gut damit ausgekommen!“

Das Huhn sah nicht, daß hinter dem Zaun eine schöne Kage saß, mit feurigen, gelben Augen, und das Gockelchen unerbarmlich anstarrte. Es lief auf sie zu, die Kage packte es und trug es im Maul davon.

„Was muß ich tun, um in der Welt fortzukommen?“ frug auch eines der jungen Hühnchen.

„Du mußt dem Gockel gefallen!“ Das hat schon meine Großmutter mich gelehrt!“ sagte das spanische Huhn, und warnte das Hühnchen nicht vor dem Habicht, der mit gierigen Augen über dem Hühnerhof kreifte. Er schoß herab und packte das Hühnchen mit seinen scharfen Krallen.

Auch die anderen Kükken kamen gelaufen.

„Was ist das schönste in der Welt?“ frugen sie.

„Das Fressen,“ sagte die Alte. Und das war das einzige, was sie aus eigener Erfahrung wußte.

„Und was noch?“ frugen wieder die Jungen.

„Das Schlafen.“ Die alte Andalusierin schloß ihre Augen, und die Kükken schlossen auch ihre Augen. Sie jagten das ganze Leben lang Ja und Nein. Sie fraßen und schliefen.

Als das spanische Huhn starb, hielt der Hahn die Grabrede und nannte die Andalusierin die Klügste des Hühnerhofes.

„Des Hühnerhofes!“ klapperte nickend der Storch, und flog in ein anderes Land.